

Jahrhunderte von den Tagen Friedrich Barbarossas bis zur Biedermeierzeit sind vertreten, und die verschiedensten Örtlichkeiten treten mit einer Plastik hervor, daß man nur staunen kann.“ — 1921 kamen dann zwei weitere Bände Gg. Bünaus heraus: „Sibille die Schulzin“ und „Zum Hundertguldenhaus“, 1922 noch ein vierter: „Der Schredenberger“. Über diese Bände äußerte ich mich: „Der Schauplatz ist durchweg der alte, doch beweist Bünau immerhin, daß er sich auch anderswo heimisch machen kann... Bewunderungswürdig ist auch hier seine Menschengestaltungskunst. Ob er mittelalterliche Bischöfe oder Abenteurer aus dem dreißigjährigen Krieg oder napoleonische Offiziere oder Studienlehrer aus der Biedermeierzeit oder fränkische Bauern oder städtische Dienstmädchen darstellt, immer ist er seiner Sache gewachsen. Wohl von Haus aus Baumeister, sieht er vor allem die Stadtbilder deutlicher als sie je geschaut worden sind, doch bleibt das Seelische immer die Hauptsache, ja, es ist durchweg ein Problem im Sinne der Storm'schen Definition der Novelle da, nur daß es nicht immer gründlich durchgeführt ist, sondern manchmal auch nur in großzügiger Stimmung angedeutet wird.“

In einer späteren Kritik hob ich noch das stark plastische und farbenreiche Milieu und die trefflich gerundete Erfindung Bünaus ausdrücklich hervor und nannte seine Kunst „modern-lebendig.“

Er bewies dann auch durch den modernen Dorfroman „Bei den Hugelshaimern“, in dem er sich mit dem nachrevolutionären Sozialismus und Kommunismus auseinandersetzte, daß er den Problemen unserer Zeit ebenso gewachsen sei wie den geschichtlichen.

Den ersten großen Geschichtsroman gab er in seinem „Florian Geyer“, der nicht bloß dichterisch, sondern wohl auch historisch das Beste ist, was wir über den großen Bauernkrieg besitzen. Mit dem alten Geschichtsroman im Geiste Walter Scotts hat er kaum etwas gemein, ist aber auch, trotz seiner Fülle kleinerer Züge, kein naturalistisches Gebilde, sondern für mein Empfinden etwas ganz Neues und Eigenes: die Erweiterung der alten Geschichtsnovelle zum allseitigen, voll geschauten Kulturbild.

Sein letzter Roman „Wettinerhand im Bögtefeld“ macht ein Stück Thüringer Geschichte außerordentlich deutlich.

Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß Georg Bünau einer der stärksten dichterischen Könner unserer Zeit ist und als historisch gerichteter Geist auch weiter wächst. Die marxistische Welle wird sich bald verlaufen, und dann wird das unerschütterliche Gebirge Deutschen Volkstums umso mächtiger emporragen, auf dessen sicherem Grunde auch Georg Bünau steht; fester vielleicht als irgend einer seiner dichterischen Zeitgenossen.

Schillers jüngste Tochter

Von Friedrich Toepfer

In der Unruhe unserer Zeit, die wie ein wildbewegtes Meer ihre brandenden Wogen überallhin schlägt, wollen wir uns erheben und erbauen an dem Lebensbilde einer edlen, kerndeutschen Frauengestalt, an Schillers jüngster Tochter Emilie, Freifrau von Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greiffenstein ob Bonnland. Es besteht m. W. keine Literatur über diese Persönlich-

keit. Aber das kann ich versichern, daß ihr Enkel, der bekannte Schriftsteller A. v. Gleichen-Rußwurm, der letzte männliche Sprosse aus dem Geschlechte Schiller, das Bild seiner Großmutter in einem Werke festhalten und es der Nachwelt schenken wird. Als wir uns am 9. Mai 1905 am 100jährigen Gedenktag von Schillers Tod in Bonndorf anschickten, eine Schillerlinde zu pflanzen und im Schillerhain an der Schillereiche eine ehrwürdige Feier veranstalteten, da habe ich im „Bayernlande“ eine Schillererinnerung aus Unterfranken veröffentlicht und in ihr Schillers jüngster Tochter ehrenvoll gedacht. Was ich von dieser deutschen Frau darzubieten weiß, verdanke ich alten Einwohnern meines früheren Wirkungsortes Bonndorf und insbesondere meiner lieben Nachbarin Frau Mogge, die viele Jahre als Zimmermädchen und als Köchin in ihren Diensten gestanden ist und von ihrer langjährigen Tätigkeit am heißen Herd in der zugigen Küche eine Lähmung ihrer Glieder davongetragen hat. Ich trug sie oftmals an die Sonnenwärme, und zum Dank erzählte sie mir von ihrer früheren Herrin. Es war im Jahre 1828, da Emilie als junge Frau an der Seite ihres Gemahls, des bayer. Kammerherrn Adalbert Freiherr v. Gleichen, genannt Rußwurm, in das festlich geschmückte Dorf unter Glockengeläute einzog. Alle jene Stätten waren ihr lieb und wert, an denen sie, zur Jungfrau herangeblüht, mit den gekrönten und ungekrönten Großen jener Zeit, den Helden der Kunst und Literatur, in die mannigfachen und bedeutungsvollsten Beziehungen trat: Jena, wo sie im Hause ihrer geistvollen Tante Karoline von Wolzogen lebte; Berlin, wo sie im Hause Wilhelm von Humboldts weilte. Die eigentliche Stätte ihres Schaffens und Wirkens wurde aber doch das stille alte Schloß in Franken, eine Nebengründung der Herren von Thüngen aus dem 15. Jahrhundert, wohin sie mit Freuden ihrem Gemahl, der einem alten Thüringer Adelsgeschlechte entstammte, folgte. Zwischen der Familie von Gleichen und der Familie von Schiller scheinen schon innige Freundschaftsbande bestanden zu haben, die durch die Verheiratung noch fester geknüpft wurden. Der alte Herr von Gleichen soll bei der Geburt Schillers jüngster Tochter geäußert haben, es sei die Frau seines Sohnes geboren. Obwohl in Großstädten erzogen, gewöhnte sich die junge Schloßherrin bald in ihrem neuen Heim ein und gewann die landschaftlich schöne Umgebung recht lieb. Nach der Rückkehr von Reisen sagte sie vielmals, es sei nirgends so schön als in ihrem Schlosse. Auch ihrem Bruder Karl, der als Obersforster in württembergischen Dienst stand, gefiel es recht gut, und oft besuchte er seine Schwester Emilie, der er in zärtlicher Liebe zugegen war. Er wollte sich hier an der reinen und starken Luft, die von der Rhön her bläst, kräftigen. Allein sein hartnäckiges Husteln, von dem Emilie meinte: „Der Schillerhusten verläßt uns nicht“, verlor sich nicht, und in verhältnismäßig jungen Jahren erlag er derselben Krankheit wie sein Vater.

Auf dem einsamen fränkischen Edelhof arbeitete Schillers geistvolle Tochter bis zu ihrem Tode an ihrer Lebensaufgabe, das gewaltige Erbe ihres Vaters zu sammeln, zu ordnen und zu ergänzen und alles, was in irgendwelchen Beziehungen zu ihm stand, mit unermüdblichem Fleiße zusammenzutragen. Auf Greifenstein verfaßte sie ihr vortreffliches Buch: „Schiller und Vötte“, in dem sie das so segensreiche und für die geistige Entfaltung des Dichters höchst bedeutsame Verhältnis Charlottens zu Schiller lichtvoll dargestellt hat. Außer anderen Werken trägt auch die Vorrede des von ihr herausgegebenen „Schillertalenders“ den Ausgabeort Greifenstein ob Bonn-

land, ein Buch von großem literarhistorischem Wert, welches über das dichterische Schaffen ihres Vaters und zugleich über die kleinen und großen Sorgen des Menschen Schiller reichen Aufschluß bietet. Auf Greifenstein gingen die bedeutendsten Männer der damaligen Zeit ein und aus. Es gab kaum einen Namen von Klang auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der nicht mit Emilie von Gleichen mehr oder weniger in Verbindung gestanden hätte. Auch unser König Ludwig I., der von Bad Brückenau kam, war ihr Gast. So wurde Greifenstein eine Städte wichtiger künstlerischer Tätigkeit. In ihrem hochherzigen Bestreben, das Andenken ihres Vaters durch Vervollständigung seiner Werke zu pflegen, hatte die Tochter Schillers einen kunstsinigen und hochgebildeten Mithelfer an ihrem Gemahl Albalbert.

Auf Greifenstein entfaltete Emilie von Gleichen auch ihre ganze Persönlichkeit als Gattin und Mutter und als das Haupt eines großen Haushaltes. Sie war eine Frühaufsteherin. Um 7 Uhr im Sommer und um einhalb 8 Uhr im Winter erschien sie zum Frühstück. Mit der Köchin besprach sie den Küchenzettel. Dabei arbeitete sie in ihrem Schreibzimmer nahezu ununterbrochen bis zur Mittagszeit. Was sie schrieb, las sie laut durch. Manchmal hörte man sie in kräftigem Tone Gedichte ihres Vaters vortragen. Gar oft überraschte sie ihre Dienstboten in ihren Arbeiten, und keines durfte sich sicher fühlen. Die ausgeführten Dienstleistungen prüfte sie außerordentlich peinlich. Sie bestieg selbst die Staffelei, um sich von dem richtigen Abstauben zu überzeugen. Sie besah sich die Schränke ihrer Dienerschaft, ob darin Ordnung herrschte. Da mußte ihr Sohn Ludwig und später ihr Enkel Alexander aus einem Körbchen Rosenblätter in die Schränke streuen, und mit raschem Sinn erkannte sie den Ordnungssinn des Schrankinhabers. Nach der Wäsche ließ sie sich die Wäschestücke vorlegen. Das geringste Fleckchen entging ihrem scharfen Auge nicht, und eine nochmalige Reinigung ordnete sie an. Am Schlachttag stand sie stundenlang an der Seite des Metzgers und achtete genau darauf, daß beim Griebenschneiden und Wursteln die peinlichste Sauberkeit waltete. Auf Pünktlichkeit sah sie ganz besonders. Auf die Minute erschien sie zu den Mahlzeiten und erwartete auch von ihren Dienstboten, daß sie genauestens die Zeit einhielten. Die Treue ihrer Köchin prüfte sie, indem sie alle Posten im Haushaltsbuch selbst nachrechnete. Auch um die wirtschaftlichen Bücher kümmerte sie sich und kontrollierte sie allwöchentlich. Neben diesen häuslichen Tugenden zeichnete Schillers Tochter auch sehr große Sparsamkeit aus. Die Herrschaft lebte sehr genau und einfach, ja, man kann sagen: bürgerlich einfach, wenn sie keine Gäste bei sich sahen. Zur Sparsamkeit erzog sie auch ihre Dienerschaft. Oftmals schärfte sie ihnen ein: Viele Tröpflein geben einen Bach und viele Körnlein einen Haufen. Ihre Dienerschaft, die sie aus Bonmland oder der nächsten Umgebung nahm, erzog sie, wie nicht besser eine Mutter ihre Kinder erziehen konnte. Sie mußte nach der Schrift sprechen. Dann meinte sie, könne sie sich in der ganzen Welt verständlich machen. Sie zeigte ihr, wie man die Türe zumacht, damit kein unnötiger Lärm entsteht, wie man zur Türe hinausgeht, wie man Besuch anmeldet, selbst wie man Feuer anschürt, wie man eine gleichmäßige Temperatur im Zimmer erzielt. Darauf war sie besonders bedacht, und die Wärme durfte nur 18 Grad messen; sonst bekam das Zimmermädchen die Worte zu hören: „Gelt, du willst einen Ochsen braten?“ Bei guten Leistungen ihrer Dienstboten spendete sie gerne Lob und Anerkennung, und zu ihrer Köchin

Anna, meiner späteren Nachbarin, äußerte sie manchmal: „Wenn mein Töchterlein noch leben würde, sie müßte auch so geschickt im Kochen werden wie du.“ Bei Gesellschaften trat oftmals die Dienerschaft auf und trug von Schillers Tochter verfaßte Gedichte vor. So konnte sich meine Nachbarin erinnern, daß sie mit noch drei Mädchen die vier Jahreszeiten versinnbildlicht habe und dem Inhalt des Verses entsprechend gekleidet gewesen sei. Sie habe ein weißes Kleid mit Kornblumen getragen und ein Ahrenkranz schmückte den Kopf. Als Sommer mußte sie sagen:

„Einen schönen Blumenkranz
Legt der Sommer Dir zu Füßen,
Möchten Dir im vollen Glanz
Auch des Lebens Freuden sprießen.“

So umschlang ein schönes Band der Liebe die Schloßherrin mit ihrer Dienerschaft, und meiner alten guten Nachbarin kamen vor Rührung die Tränen, wenn sie mir von der alten gnädigen Frau erzählte. Und ich glaubte es ihr, wenn sie mir beteuerte, das war eine tüchtige kerndeutsche Frau, von ihr habe ich viel gelernt.

Bei ihrem Einzug in Bonnland waren es vor allem die Kinder, die das junge Paar jubelnd begrüßten. Und die Kinder des Dorfes vergaß Emilie ihr ganzes Leben nicht. Stets war sie bestrebt, ihnen Freuden zu bereiten. Da kam der Osterhas in den sogenannten Wurzgarten; da wurden Kinderspiele veranstaltet, an denen sie selbst teilnahm. Als besondere Festtage im Orte galten die Brezeltage am 5. und 13. März. Mit den Worten: „Heut ist der Brezeltag, freu sich, wer sich freuen mag, alle Kinder, groß und klein, zieh'n hinauf nach Greifenstein“, zog die Jugend in den Schloßhof, wo sie aus der Hand der Schloßherrin das leckere Backwerk empfing. Ihre große Kinderliebe bewies sie aber an Weihnachten. Da prangten im Schloßsaal mehrere Christbäume im vollen Lichterschmuck, und auf langen Tafeln lag für jedermann, ob arm oder reich, eine kleine Gabe, die in Gestalt eines Unterjäckchens, Pulswärmers und dergl. aus ihrer fleißigen Hand selbst hervorgegangen war. Bei Ausfahrten steckte sie sich immer Pfeffernüsse ein, um kleine Kinder im Orte oder in der Umgebung damit zu erfreuen.

Was außerdem Schillers Tochter noch so beliebt machte, war ihre große Leutseligkeit und werthtätige Nächstenliebe. Mit jedem sprach sie ein freundliches Wort. Selbst dem Armsten reichte sie die Hand zum Gruße hin und unterhielt sich mit ihm. Keine Hütte schien ihr zu gering.kehrte irgendwo Trauer ein, so war sie da und spendete Trost; pochte Not an, so kam sie mit einem Körbchen und linderte erste Sorgen. Kranken brachte sie eingemachte Früchte, kräftige Supplein und Weine. Sie war im Orte ein gern gesehener Gast, und wenn die vornehme staatliche Erscheinung kam, da rechnete man sich's zur großen Ehre an, sie begrüßen zu dürfen.

Der Grundzug ihrer Persönlichkeit war ein festes Gottvertrauen, mit aufrichtiger Nächstenliebe gepaart. Ihre scharfe Urtheilskraft, die abgeklärte Lebensauffassung, die sich auf reiche Erfahrung gründete, ihre bewundernswürdige Opferwilligkeit machte sie von selbst zum Mittelpunkt ihres Familienkreises, ja der ganzen Gemeinde Bonnland, die mit Verehrung und Liebe zu der Gebieterin auf Greifenstein emporblickte.

Jeden Sonntag besuchte sie die Ortskirche und war andächtige Zuhörerin des Gotteswortes. Bei schlechtem Wetter ließ sie sich zur Kirche fahren. An der Natur schien sie sich aufrichtig zu freuen. An schönen Tagen sah man sie im Wurzgarten sitzen, mit einer Handarbeit beschäftigt. Oft suchte sie die nahen Wälder auf, und der Schneckenrain mit dem Schillerhain zog sie ganz besonders an. Dort wurde auch einmal im Jahre das Mittagsmahl eingenommen. Das Essen wurde daheim fertiggestellt und im „Freßwagen“, wie sie selbst spaßweise meinte, nach der Schillereiche geschafft, wo unter schattigem Grün das Diner gehalten wurde. Was Emilie von Gleichen am besten in der Umgebung ihres Schlosses gefiel und wohin oftmals der Kutscher den Wagen lenken mußte, das war die Hammelburger Höhe, von wo aus man einen großen Teil des Saaletales überschauen kann. Da konnte sie den lieblichen Ausblick nicht genug bewundern, und insbesondere freute sie sich an dem kullissenartigen Aufbau des Saaletales nach Kissingen zu. Ihr Schloß Greifenstein und dessen Umkreis, dem sie immer wieder Schönheiten abzugewinnen mußte, war ihr der liebste Aufenthalt. Nur selten im Jahre ging sie auf Reisen. Gerne besuchte sie das nahegelegene Kissingen. Als Tochter Schillers wurde sie hier hoch verehrt und gefeiert. Die Ausländer, insbesondere die neugierigen Engländer, erkundigten sich bei der Dienerschaft nach ihren Ausgängen und Ausfahrten. Die bescheidene Frau wollte von den Anstaunungen nichts wissen. Welches Wesen ekelte sie an und so kam es, daß sie später das stillere Brückenau bevorzugte. Bei der Schillerfeier im Jahre 1859 war sie mit ihrem Gemahl in München bei der Denkmalenthüllung ihres großen Vaters anwesend. Sie waren des Königs Gäste und wurden hier hoch gefeiert. Nach Schloß Greifenstein kamen aus aller Herren Länder Glückwunschbriefe in solch gewaltiger Zahl, daß sie den Raum von 6 großen Waschkörben füllten.

Schillers Tochter hatte auf Greifenstein viel Freude, aber auch manches Leid erlebt. Das größte Glück herrschte im Schlosse, als im Jahre 1836 am 25. Oktober ein Erbe, Heinrich Ludwig, der später als talentvoller Maler eine große Berühmtheit erlangte, und am 6. November 1865 das Enkelkind Alexander, der, wie bereits erwähnt, unter den deutschen Schriftstellern einen angesehenen Namen hat, geboren wurde. Es war am Abend, als dieser Stammhalter zur Welt kam. Bald nach der Geburt trug ihn die Schiller-Großmutter ans Fenster, um die Farbe seines Haares erkennen zu können. Sie war sichtlich enttäuscht, als sie keine rötlichen Haare entdecken konnte. War zu gerne hätte sie gewünscht, daß ihren Enkel dasselbe Haar wie das ihres Vaters schmückte. Rote Haare liebte ja Schillers Tochter sehr, und Kinder mit rötlichen Haaren streichelte sie gerne und liebte sie. Als sie einmal in der Küche fragte, welche Tochter des Krämers den Kaffee und Zucker gebracht habe und ihr die Antwort zuteil wurde, das Mädchen mit den ziegelroten Haaren, da wurde sie ernst und traurig und sagte nach einer Weile: „Gelt, Anna, Du magst die roten Haare nicht; mein Vater hatte rote Haare.“ Ihrem Vater, den sie ja nicht kannte, da sie kaum ein Jahr alt war, als er die Augen schloß (Emilie, geb. 25. 7. 1804 zu Jena) bewahrte sie ein treues Andenken. Der Siegelring desselben kam erst von ihrer Hand, als der Tod seine Schatten über sie gebreitet hatte. Den kleinen Enkel erwarteten die Angehörigen etwas später, am 10. November, als am Geburtstage des großen Urgroßvaters. Jedoch war die Freude und das Glück über die Ankunft des

Stammhalters sehr groß und wurde noch erhöht, als die Frankfurter Großmama, die dem Patriziergeschlechte v. Thienen-Ableserslicht entstammte, an das Armchen des jungen Sprossen ein Zettelchen anheftete mit der Inschrift:

„Ich bin zwar etwas früher gekommen,
Aber ihr habt mich herzlich aufgenommen.“

In die Freude, in das stille Glück fiel ein bitterer Tropfen. Die junge Mutter zog sich eine Erkältung zu und fing an zu kränkeln. Die Kunst der geschicktesten Ärzte vermochte den nicht fernzuhalten, der blühende Menschenleben und friedliches Glück zerstört. Schwere Tage mußte Freifrau Emilie verleben. Sie liebte ihre Schwiegertochter über alle Maßen. Sie wich kaum vom Krankenlager und pflegte sie auf das sorgsamste. Wenn Elsa stirbt, möchte ich mitsterben, entrang sich ihrem kummervollen Herzen. Der 20. Dezember 1865, der Todestag ihrer lieben Schwiegertochter, zählte zu den schwersten Tagen ihres Lebens. Damals schrieb Emilie von Gleichen an eine Freundin: „Du hast herzlichen Anteil an dem tiefschmerzlichen Verluste, welchen wir erlitten, genommen. Dies wußte ich, und Deine Worte haben es nur bestätigt. Wir haben eine schwere, entsetzlich schwere Zeit durchlebt und oft kann man nicht glauben, daß es so gekommen. Mein armer Sohn, mein tiefgebeugter Mann lassen Dich schön grüßen. Gott schütze Dich!“

Aber schon hatte ihre Liebe neue Aufgaben gefunden. In einem anderen Briefe gibt die edle Frau ihrer großen Freude darüber Ausdruck, daß ihr Enkelchen Alexander so wohl gedeihe. Dem Sohne ihrer teuren, so früh ent-rissenen Elisabetha galt nun ihre Treue und Liebe bis zu ihrem Ende.

Schloß Greifenstein sollte, wie es der Ort ihrer segensreichen Tätigkeit gewesen war, die Stätte ihres Heimganges werden. Wehmütige Klagen über ihr Leiden — ihren „Schillerhusten“, wie sie sagte — ziehen sich seit dem Anfang der sechziger Jahre durch ihre Briefe. Den Winter 1872 gedachte Freifrau Emilie in der Perle am Main, im schönen Würzburg zu verleben. Sie wollte in der Nähe ihres Enkels Alexander sein, der die Schule dort besuchte. Auch im Alter niemals rastend, half sie an den Reisevorbereitungen mit, die die Übersiedelung nach Würzburg erforderten. Dabei zog sie sich in den Gängen des Schlosses einen heftigen Katarrh zu. Sie maß jedoch diesem keine weitere Bedeutung zu und legte sich keine Schonung auf. Fiebererscheinungen traten ein und zwangen sie aufs Krankenlager. Der Ortsarzt, der auch noch einen Professor aus Würzburg beizog, konnte keine innere Erkrankung feststellen. Jedoch verschlechterte sich ihr Zustand immer mehr, sodaß Nachtwachen befohlen wurden. Sie phantasierte viel und sprach von Rudolstadt, von Jena, von ihren Dorfleuten und rief manche mit Namen. Dann wurde sie wach und verlangte nach Erquickung. In der Nacht ihres Todes schickte sie ihre Kammerzofe, die schon zum zweiten Male die Nacht durchwachte, fort, mit der bestimmten Weisung, sich zu legen. Es war nachts ein-einhalb Uhr, als ein Herzschlag ihrem arbeitsreichen und arbeitsfrohen Leben ein Ziel setzte. Kurz war ihr Leiden, und selig entschlief sie am 25. November 1872. Ihren Leichentext wählte sie schon lange zuvor (Phil. 1, Vers 21): „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.“

Im Leben schon das Ebenbild ihres großen Vaters mit der kräftig gebogenen, schmalen Nase, dem scharf markierten Kinn und dem ruhig und tief blickenden Auge, glich sie bei ihrer Aufbahrung ganz und gar der Büste

ihres Vaters, die unter Lorbeerbäumen zu ihren Häupten stand. Die Teilnahme an ihrem Hinscheiden war allgemein, ein Beweis, wie hochgeachtet und geehrt Schillers jüngste Tochter war. Der Schillerverein Berlin, der sie zu ihren Lebzeiten alljährlich mit einem Baumkuchen erfreute, ehrte sie mit einem prächtigen Lorbeerfranze, und Berge von Blumengewinden bedeckten ihre Grabstätte. Sie ruht neben ihrer Schwiegertochter Elisabetha in der Familiengruft auf dem Friedhof zu Bonnland, und ein einfaches Grabdenkmal, das auf marmornen Tafeln den Namen Emilie von Gleichen und ihrer heimgegangenen Lieben trägt, zeugt von ihrer letzten Ruhestätte. Eine Fülle dunkler Efeuranthen wallt von dem Steine über die Gruftwölbung hernieder. Was diese Gruft birgt, ist vergänglich. Der Name Emilie von Gleichen steht jedoch unauslöschlich in den Herzen ihrer treuen Dorfbewohner geschrieben, und ihr gesegnetes Andenken lebt fort von Kind auf Kindeskind. Das gute „Schillerfräule“ wird nicht vergessen werden.

Bei lebendigem Leibe

Eine Erzählung aus alten Tagen von Peter Schneider

Rühl war die Morgenfrühe, und durch das kleine, offene Fenster am Ende des langen Klosterganges quoll der Nebel vom nahen Flusse in dicken Wolken herein. Das Holzbild des heiligen Franziskus am anderen Ende des Ganges lag noch ganz in heimlichem Düster. Aber man war doch schon wach im Kloster. Aus der Türe der Zelle, die sich genau auf die Mitte des Ganges öffnete, war der Pater Quardian getreten, ein junger Klosterbruder hatte eine andere Tür verlassen, und nun erteilte der Alte dem Jungen den Reise-sagen. Der Pater Quardian war, seines besonders schwachen Augenlichtes wegen, einer der ersten Menschen nicht nur in Bamberg, sondern in Deutschland, der eine Brille trug — man schrieb das Jahr des Heils 1497 — und obgleich es in diesem Augenblick nichts zu lesen gab, sprach er doch mit der Hornbrille vor den blöden Augen zu dem vor ihm Annienden: „Benedicat te omnipotens deus, pater et filius et spiritus sanctus.“ Dann erhob sich der Junge und überragte sogleich um mehr als Haupteslänge den kleinen, rundlichen Klostervorstand. Dieser, ein überaus freundlicher Herr, schob nach Beendigung des amtlich-religiösen Teils die Brille auf die Stirne, klopfte den Klosterbruder Anselm auf die Schulter — wobei er sich auf die Zehen hob — und sprach in seiner heimatlichen, fränkisch-bayerischen Mundart vom Altmühltal: „Jetzt schaut's, jetzt reißt er uns gar aus, der Bruder Koch! Und gleich so weit fort, gleich nach Ranten nunter! Ja, ja, wenn man halt so gut kocht — da werden die großen Herren auf einen aufmerksam! Wirst denn wiederkommen, Anselm? Ich hoff' schon. Also, vergelt' dir's halt Gott, was du zu unseres Leibes Notdurft getan. Besuchst net das alt' Mutterl auf dem Hünweg? No freilich, gewiß! Hat sich auch a Stäffele in Himmel gebaut, daß sie dich zu uns g'schickt hat. Jetzt reiß' mit Gott und dem hl. Franz. Gelobt sei Jesus Christus!“ „In Ewigkeit, Amen“, antwortete Anselm, rückte in halber Rührung an seiner Reisetasche, schüttelte dem Pater Quardian die Hand, und beide fühlten einen leichten Schleier vor ihren Augen. Ein paar Augenblicke später stand der Quardian nachdenklich wieder in seiner Zelle, hatte Anselm dem Bruder Pförtner auch zum letzten Mal die Hand gedrückt und schritt nun,